

Zeitschrift: Plan : Zeitschrift für Planen, Energie, Kommunalwesen und Umwelttechnik = revue suisse d'urbanisme
Herausgeber: Schweizerische Vereinigung für Landesplanung
Band: 11 (1954)
Heft: 4

Artikel: Ferien - alles inbegriffen
Autor: Aregger, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-783748>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ferien — alles inbegriffen

«Durch das Klaffen eines uns entgegenkommenen Hündchens angemeldet, wurden wir von einer ältlichen, aber rüstigen Frauensperson an der Türe freundlich empfangen. Sie entschuldigte den Herrn Pater, welcher nach Mailand gegangen sei, jedoch diesen Abend erwartet werde; alsdann aber sorgte sie, ohne viele Worte zu machen, für Bequemlichkeit und Bedürfnis. Eine warme, geräumige Stube nahm uns auf; Brot, Käse und trinkbarer Wein wurden aufgesetzt, auch ein hinreichendes Abendessen versprochen. Nun wurden die Ueberraschungen des Tages wieder aufgenommen, und der Freund tat sich höchlich darauf zu gute, dass alles so wohl gelungen und der Tag zurückgelegt sei, dessen Eindrücke weder Poesie noch Prosa wiederherzustellen imstande.»

Hier sprach Herr von Goethe, wie er nach mühseligem Aufstieg an mächtigen und schrecklichen Felsen vorbei das Hospiz auf dem St. Gotthard erreichte.

«Daraufhin versinkt er während der folgenden zwanzig Kilometer von neuem in Stillschweigen.

Vor jeder ‚Station Service‘ lösen die Wagenräder, indem sie über einen mit Gummi verkleideten Draht fahren, ein elektrisches Klingelzeichen aus. Sofort taucht ein Angestellter auf. Natürlich hängt der Ruhm eines Landes nicht davon ab. Für den Benützer ist es aber doch sehr angenehm.»

Solches aber weiss das Ehepaar Gosset aus einer Reportagefahrt durch Kalifornien zu berichten.

Dort war es ein kläffendes Hündchen, hier ein Kontaktkabel. Sowohl dem Herrn Goethe schien das eine wie dem Ehepaar Gosset das andere bedeutsam genug, um es säuberlich ins Tagebuch aufzunehmen. Man ist Gast; man wird erwartet. So im Menschlichen hat sich jedenfalls das Verhalten des Gastes wenig geändert.

Sonst aber haben sich die Feriengepflogenheiten gründlich gewandelt. Das ist vielleicht nicht richtig. Sie haben sich vervielfacht. Dies drückt schon die heutige Bedeutung des Wörtchens Ferien aus, das in seinem lateinischen Ursprung weiter nichts als Feiertag meint. Der Herr von Goethe machte eine Reise, das Ehepaar Gosset auch. Das macht aber auch Herr Huber, der in St. Moritz der Kolonialwarenhandlung Badrutt eine neue Schokoladensorte verkaufen möchte.

Um Verwirrungen zu verhüten, bequemen wir uns zu einer kleinen Unterscheidung. Mit Ferien meinen wir jenen meist viel zu knappen Zeitabschnitt, den wir einschieben oder eingeschoben erhalten, um den üblichen Alltag zu unterbrechen. Alle jene Erscheinungen und Beziehungen jedoch, die sich aus dem Zustrom ortsfremder Personen ergeben, fallen unter den Begriff Tourismus. Für gewöhnlich wird der berufsmässige Reiseverkehr nicht dazu gezählt. Hier jedoch setzt bereits eine Unterscheidung ein, der mehr und mehr nur noch theoretischer Wert beikommt. Praktisch fliessen diese beiden Reisearten in zunehmendem Ausmass zusammen, nicht im Motiv, und selbst da, beson-

ders aber in den Einrichtungen. Fremdenindustrie war ein missglückter Verdeutschungsversuch für Tourismus, der nach verschiedenen launigen Apotrophierungen in der Presse glücklicherweise wieder aus der Amtssprache verschwand, um endgültig durch Fremdenverkehr ersetzt zu werden.

Welche volkswirtschaftliche Bedeutung dem Fremdenverkehr zukommt, hat man zusammen mit der Wichtigkeit von Käse, Schokolade und Uhren bereits in der Primarschule gelernt. Die Kehrseite hat uns das Ausland und das Kabarett attestiert, eindrucklicher aber die Weltwirtschaftskrise. Damals begann, was wir heute als Umschichtung oder Strukturwandel im Fremdenverkehr feststellen.

Soweit der Fremdenverkehr in volkswirtschaftlichen Regionen bleibt, beschäftigt er uns als Staatsbürger. Das unmittelbare Interesse der Planung wird da geweckt, wo der Fremdenverkehr beginnt, Spuren und Eindrücke in der Landschaft zu hinterlassen.

Das tat er natürlich bereits früher. Unsere vielgeschmähten Hotelkästen müssten sich bereits zu monumentalen Schandmälern ausgewachsen haben, wenn nicht ein sachter Wandel in der allgemeinen Mentalität einiges zu ihrer Rehabilitation beigetragen hätte. Bergbahnen und Postkurse erschlossen sonst kaum zugängliche Gebiete. Es bildeten sich eigentliche Fremdenregionen heraus. Diese Regionen hatten es in sich, vornehm zu tun. Der Gast, der da kam, war ein Herr (zum mindesten wurde von ihm erwartet, dass er Geld habe); ihm gebührte ein bäuerlich-demokratischer Hofknicks, vom Portier über das Dienstmädchen bis zum Besitzer mit viel materieller Erwartung zelebriert. Der Gasthof «Alpenrösli» war allerdings zu einem solchen Knicks eine denkbar schlechte Kulisse. Da war das «Palace», das «Schlosshotel» oder das «Royal» schon das gediegenere Dekor. Und so standen sie nun eben da, unsere Prunkhotels, mitten im Bauerndorf, wie seine Lordschaft im Kuhstall.

Man hätte sich damals ihretwegen geschämt, die Landschaft als verschandelt empfunden? Aber keineswegs. Stolz war man darauf, so stolz wie eine zeitgenössische Metzgersgattin auf den unantastbaren «Salong». Das gibt immerhin zu denken, besonders dann, wenn es heute gilt, einem wieder in Schwung gekommenen Fremdenverkehr neue Behausungsformen zu schaffen.

In der Zwischenzeit haben wir begonnen, die Heimat zu schützen. Wir haben die Schönheiten der eigenen Landschaften entdeckt. Dies geschah, nachdem vor rund dreihundert Jahren bereits Albrecht von Haller die Alpen besungen hat, besonders aber, nachdem es uns die Fremden ebenfalls gesagt und dafür wacker bezahlt haben. Als sie nicht mehr bezahlten, brach der Idealismus aus. Wem wäre nicht ein leerer Hotelkasten ein Dorn im Auge? So etwas verschandelt die Landschaft. Man rechne nur die Kapitalzinsen aus. Der Körper bemüht sich, siechende Glieder abzustossen. Sie sind eben hässlich.

Ausserdem scheint die zivilisierte Menschheit romantischer geworden zu sein, zum Ausgleich der

Zivilisation. Sie sucht die unverdorrene Landschaft. Der Hofknicks zählt nicht mehr, wohl aber die servierende Kuhmagd, aber nur, wenn sie nach Lavendel riecht. Da stehen wir nun mit unseren «höfischen» Fremdengebieten. Sollten sie etwa nicht mehr rentieren? Ne touchez pas aux autres!

Aber es kam anders. Nachdem unter beifälligem Nicken aller Wohlmeinenden einige ausgewählte Exemplare der Spezies Hotelkasten luftschützerlich definitiv verstaubten, setzte der Fremdenverkehr wieder ein. Erstaunlicherweise ergoss er sich erneut in die geschändeten Landschaften, aber, er erfasste auch Gebiete, die bisher nur unter Theoretikern als Landschaften bezeichnet wurden. Und nun steht man vor der Frage: trotzdem? oder gerade deshalb?

Die Sache liess sich übrigens nicht unbedingt hoffnungsvoll an. Was da als Vorbote des neuen Fremdenfrühlings erschien, baute sich zunächst sein Nest selber. Diese betrübliche Tatsache, falls man sie von der Perspektive eines leerstehenden Hotels aus betrachtet, eine üble Zigeunerei, sonst Camping genannt, war zweifellos geeignet, die Moral zu verderben. Was hinter vier soliden Hotelwänden geschieht, ist auf alle Fälle moralischer. Wenn aber die Moral gefährdet ist, wird ein Verbot fällig. Wo die Not am grössten, da liegt das Verbot geradezu auf der Hand. Mutig griffen daher einige der reputierlichsten Fremdenorte zu diesem so bewährten Mittel, das Verbotene zu fördern. Wie der Kampf ausgegangen wäre, ist gewiss, aber nicht durchgefochten, weil sich nun auch die Hotels wieder zu füllen begannen.

So kommt es, dass eine andere Erscheinung des Fremdenverkehrs, die sich mehr und mehr ausbreitet, die Ferienwohnung, noch nicht dazu kam, weder amoralische, noch wirtschaftsstörende oder landschaftverschandelnde Aspekte zu produzieren. In schlechten Zeiten könnte das Ganze immer noch unter Konzessionspflicht gestellt werden. Diese Idee sei vorweg genommen. Es wird dadurch niemand geschädigt. Sie ist völlig unoriginell.

Inzwischen ist auch das Hotelbauverbot gefallen. Nachdem der völlige Ruin der bestehenden Hotellerie verkündet war, beginnt sie wieder zu florieren. Das ist nun keineswegs etwa die Folge des abgebauten Hotelbauverbotes. Aber es erweist so neckisch die Logik restriktiver Massnahmen. Damals, als ohnehin keiner Lust gehabt hätte, sein Geld in die unrentable Hotellerie zu verlocken, war dies überflüssigerweise auch noch verboten, und heute, wo es wieder erlaubt ist, wagt sich trotzdem niemand so recht an solche Bauten heran. So kommt es, dass der eine oder andere Verkehrsdirektor diskret verschwundenen Hotels nachzutruern beginnt.

Nun, wir freuen uns alle, wenn der Fremdenverkehr aufblüht. Er bleibt auch so ein saisonbedingtes Risikogeschäft. Aber, und das ist das Entscheidende, er scheint eine Strukturkrise überstanden zu haben, eine Tatsache, die zu Ueberlegungen mahnt. Nach dem Kampf der Rat, ein durchaus probates Rezept, falls man den Kampf überlebt hat.

Wir stehen heute beim Fremdenverkehr vor einem ähnlichen Phänomen, wie es der Großstadt eigen ist. In der Großstadt finden sich auch für die absonderlichsten Gepflogenheiten immer eine genügende Zahl von Menschen, die willens sind, ihnen zu huldigen. Der moderne Fremdenverkehr steht im Begriff, sich derart auszuweiten, dass er die verschiedenartigsten Nachfragen und damit auch die Befriedigung manigfaltiger Angebote mit sich bringt. Das hat verschiedene Gründe. Der wichtigste ist wohl darin zu suchen, dass sich der Lebensstandard breiter Volksschichten fühlbar hebt. Immer mehr Menschen können sich Reisen und Ferien leisten. Dann aber kommt dazu, dass sich das Reisen zu einer der wichtigsten Freizeitbeschäftigungen entwickelt hat. La manière de vivre hat sich gründlich gewandelt. Der «Salong» ist verschwunden; Herr Bünzli hat den Geschmack am sonntäglichen Jass verloren; M. Dupont hält das Billardspiel nicht mehr für den intimsten Kern seines Privatlebens; selbst Mr. Smith empfindet es nicht mehr als Sonntagsentheiligung, wenn er am Wochenende seine vier Wände verlässt.

Neue Transportmittel kommen diesem Drang entgegen. Die Eisenbahnen werden immer weniger, anpassungsfähiger und fördern die Reiselust, nachdem sie entdeckt haben, dass dies ihnen mehr einträgt als ihr quichotischer Kampf gegen das Automobil. Dann das Automobil selbst, das noch lange nicht seine grösste Verbreitung gefunden hat, ferner Motorräder, Motorroller bis hinab zum Velosolex, kurz der Aufschwung und die serienmässige Verbilligung motorisierter, individueller Transportmittel, die unsere Strassenbauer wieder zum Fussgänger werden lassen.

Als dann stehen die Ferien im Begriff, zu einer allgemeinen Institution zu werden, nachdem sie lange Zeit lediglich das Privileg einer ganz bestimmten Schicht waren.

Mit der stetig steigenden Zahl von Individuen, vor allem aber mit der wachsenden Zahl von Bevölkerungsschichten, denen das Reisen ermöglicht wird, wächst auch die Vielfalt der Bedürfnisse. Ein weiterer Punkt, aus dem sich bestimmte touristische Formen ergeben, ist das Portemonnaie. Das Zelten ist gewiss romantisch und ungemain naturverbunden. Ein Hotelbett ist jedoch entschieden bequemer. Noch lange nicht jeder, der kampiert, tut es aus Naturverbundenheit. Dahinter stecken ebenso oft sachliche Kalkulationen, die genau so berechtigt sind wie diejenige des Hoteliers, der sich über die Zeltler ärgern sollte. Im grossen und ganzen sind es nicht seine Gäste, die im Zelt wohnen. Möglicherweise befinden sich aber darunter mehrere Gäste von morgen.

Wenn man den heutigen Fremdenverkehr zu überblicken sucht, so ist vor allem seine Ausweitung augenfällig, und zwar nicht nur in bezug auf die Anzahl der Gäste, die Vielfalt der touristischen Formen, sondern auch auf seine geographische Ausbreitung. Ohne dass dies den klassischen Fremdenregionen Abbruch täte, erfasst der moderne Tourismus immer mehr Gebiete. Es ist erstaunlich, wie häufig man ausländischen Wagen auf scheinbar unbekanntem Nebenstrassen des Mittellandes oder

des Jura begegnen kann. Genau dasselbe ist übrigens auch im Ausland festzustellen.

Das führt zu einem weiteren Merkmal des heutigen Fremdenverkehrs, seine ausgeprägte Mobilität. Der Gast begnügt sich nicht mehr damit, im Hotel X abzusteigen, um nach drei Wochen, wie erwartet, die Rechnung zu begleichen, nachdem er sämtliche Miststöcke der näheren und weiteren Umgebung inspiziert hat. Er will herumreisen, möglichst viel sehen, möglichst viel erleben. Er hat andere Distanzbegriffe. Für ihn ist nicht mehr Interlaken ein Fremdenort, sondern die ganze Schweiz wird zu einem solchen. «Let's have a little trip in Switzerland».

Aus dem gleichen Erlebnisdrang heraus mag es auch kommen, dass in zunehmendem Masse die grossen Städte zu Fremdenplätzen werden. Sie bieten gute Verbindungen, mancherlei Sehenswertes und Zerstreuungen, bis zum patentierten Zürcher Nachtleben, das sich nach Mitternacht keinesfalls auf Barstühlen mehr abwickeln darf, wie es einer hohen Obrigkeit nach einem moralischen Schluckauf zu verordnen beliebt hat.

Die Vielfalt des Fremdenverkehrs stellt nicht nur die Hoteliers, die Verkehrsvereine und andere zuständige Organe des Tourismus vor neue und nicht leicht zu lösende Aufgaben. Besonders die von ihm ausgehende Durchdringung grosser Gebiete bringt auch der Landesplanung im weitesten Sinne Knacknüsse. Da steht voran das Verkehrsproblem. Man braucht nicht soweit zu gehen, wie dies kürzlich in der «Weltwoche» geschah, wo die Strassenverhältnisse am Gotthard kurzerhand als Skandal bezeichnet wurden. Wir wollen zugestehen, dass sie nicht eben erfreulich sind. Das gleiche gilt jedoch noch für viele andere Strassenzüge auch, die gleichzeitig touristischen und anderen Verkehrszwecken dienen müssen. Man behilft sich da mit Verboten, Geboten und Hinweisen und den von den Verkehrsverbänden geförderten Strassenpatrouillen. Kein Wort gegen die Polizei; sie versteht in der Regel ihren Dienst mit Takt und Geschick. Doch ist sie kein Ersatz für einen rechtzeitigen und funktionsentsprechenden Ausbau unseres Strassennetzes. Die Hauptstrassen des Fremdenverkehrs, wie etwa die Gotthardstrasse, die Strasse längs des Vierwaldstättersees, die Strasse Bern-Interlaken usw. verlangen einen dem Fremdenverkehr angepassten Ausbau. An markanten Aussichtspunkten müssen Ausstellplätze vorhanden sein. Der Ausländer hält auch ohne sie, und wenn es mitten in einer Kurve wäre. Er gefährdet damit sich und andere Strassenbenützer — also Polizei. Eben nicht Polizei, sondern zweckmässiger Ausbau ist hier die Parole. Welches Verkehrsgemenge sich etwa bei der berühmten Königin-Astrid-Kapelle bei Küssnacht während der Fremdensaison täglich wiederholt, ist nur noch bemühend. Dann ist nicht zu übersehen, dass sich ausser dem touristischen vielfach auch noch ein Berufsverkehr auf den gleichen Strassen bewegt. Wer schon in eine «40-km-Tempo-Fremdenkolonne» geraten ist, ohne die Möglichkeit eines gefahrlosen Ueberholens, verdient unsere Achtung, wenn er nicht der Xenophobie verfällt. Selbstverständlich können nun

nicht plötzlich alle touristischen Strassen auf drei oder vier Bahnen ausgebaut, Parkplätze angelegt, alle Hindernisse beseitigt werden. Doch versucht man vergeblich nach einem Plan, der die vielfachen Gesichtspunkte berücksichtigend ein zweckmässiges touristisches Strassennetz anstrebt. Hier stellt sich zweifellos eine Aufgabe der Landesplanung, sei es als Teilaufgabe im Rahmen einer schweizerischen Strassenplanung, sei es als Teilaufgabe im Sektor Fremdenverkehr.

Nur am Rande vermerkt sei, dass in typischen Fremdengebieten die Strassensignalisierung eben dem Fremdenverkehr angepasst werden sollte. Es ist nicht in Ordnung, wenn man erst in Meiringen vernimmt, dort, wo die Sustenstrasse beginnt, dass sie nur bis da und da befahrbar ist, und dies ausserdem unter eine gewöhnliche Gefahrentafel mit relativ kleinen Lettern nur deutsch hingesetzt, so, als müsse man vielleicht auf eine wellige Fahrbahn achten.

Wir hätten uns vielleicht statt den Strassen zuerst den Fremdenorten zuwenden sollen. Sie sind in der Regel nicht gerade Musterbeispiele einer geplanten und geordneten Siedlung. Zwar wurden während des Krieges planliche Unterlagen geschaffen, die es den erfassten Orten gestatten, etappenweise die Verhältnisse zu sanieren. Wenn auch diese Pläne bei verschiedenen Gemeinden auf Widerstände stiessen, so haben sie doch ihre Wirkung getan. Sie haben zum mindesten den verantwortlichen Behörden die Augen für das Nötige geöffnet. Man darf auch feststellen, dass verschiedene Orte erhebliche Anstrengungen gemacht haben, Uebelstände zu beseitigen. Es ist jedoch gerade heute mehr als je an der Zeit, die kommunalen Pläne und Bauprogramme zu bereinigen. Gerade der Fremdenort ist auf einen guten, undogmatischen, zweckmässigen Zonenplan angewiesen. Es war bereits die Rede von Ferienwohnungen. Soweit sie in bestehenden Häusern gefunden werden, beeinflussen sie das Ortsbild nicht. Doch hat sich bereits die Spekulation dieser Möglichkeit angenommen. Unternehmer bauen Ferienhäuser, verkaufen sie oder mieten sie aus. Das ist ihr gutes Recht. Man schimpfe nachher nicht auf diese Unternehmer, wenn schönste Aussichtsplätze verbaut sind und eine kunterbunte Ferienhäuserkolonie sich wild über die Gegend ausbreitet. Man soll sie nicht verbieten, sie entsprechen einem Bedürfnis, aber man soll rechtzeitig die Standorte auswählen, und vor allem auch jene Gebiete schützen, wo sie unter keinen Umständen hingehören.

Der Ferienbetrieb zeichne sich durch vermehrte Mobilität aus, haben wir früher festgestellt. Dies zeigt sich auch in den zahllosen Sesselbahnen, die sich wie Schlingpflanzen über unsere Berge ausdehnen. Ein Fremdenort ohne Sesselbahn scheint nachgerade zum Untergang verdammt zu sein. Nun sind wir nicht etwa prinzipielle Gegner dieser Einrichtung. Sie gehört zweifellos mit ins Bild des heutigen Tourismus, den wir ja nicht bekämpfen, sondern durchaus bejahen wollen. Die Gemeinden versprechen sich vielfach finanzielle Wunder davon. Aber es ist schon so; je dichter sich diese «Idiotenbagger», wie sie der Volksmund wenig

freundlich taufte, folgen, um so weniger rentieren sie. Auch besteht noch lange kein Bedürfnis, jedes «Grätli» und «Gipfeli» per Sesseli zu erreichen. Dies führt lediglich zu einer unerwünschten Zersplitterung der Mittel. Es wäre Aufgabe der Regionalplanung, die nötige Uebersicht zu schaffen, wo solche Einrichtungen erwünscht und wo sie nicht erwünscht sind. Es kann sich dabei nicht darum handeln, die Gemeinde einer Chance zu berauben, sondern es geht mehr und mehr darum, sie vor Schaden zu bewahren.

Wie sollte überhaupt eine moderne Fremdenregion aussehen? Welche Einrichtungen braucht sie? Campingplatz, Strandbad, Wanderwege, Strassennetz, Ausflugsbähnli, Regionalflugplatz, grosse Hotels, Motels, Familienpensionen, Ferienhäuser, Massnlager, Kino (mit Filmen, die nicht unbedingt bereits für das Filmmuseum reif sind), Kurtheater, Kurorchester usw. Soll möglichst jede Gemeinde alles aber nur halb anstreben, oder wäre eine regionale Aufgabenteilung nicht zweckmässiger?

Vor Jahren fand im Engadin ein Planungskurs statt, dem diese Fragestellung zugrundelag. Aber bereits in diesem unverbindlichen und doch eigentlich didaktischen Kurs ging diese Fragestellung im Gestrüpp kommunaler Interessen unter. Zwar wurde für die Bahn eine neue Trasse gefunden, das Bade-Hotel in St. Moritz erfreute sich einer liebevollen architektonischen Betreuung, und die Verschandelung der Landschaft wurde ausgiebig festgestellt. Dieses magere Ergebnis lag sicher nicht an der Anlage und Durchführung. Der Kurs war ein getreues Abbild der Wirklichkeit. Er zeigte nur, wie schwer es hält, an die Probleme heranzukommen.

Die Eifersucht und Phantasielosigkeit vieler Fremdenorte ist erschreckend. Wenn Ibikon ein Seenachtsfest arrangiert, muss Ubikon ebenfalls sein Seenachtsfest haben. Falls Wa eine Sesseli-bahn baut, dann könnte Ra nicht mehr ohne sein. Und führt Tonwil eine Musikwoche durch, folgen ihm eine ganze Reihe anderer Orte mit ähnlichen Veranstaltungen, bis sich keine mehr lohnt. Es geht hier ähnlich wie mit den schweizerischen Messen. Man sieht auf allen ungefähr das gleiche, so dass sich höchstens noch der Besuch einer einzigen empfiehlt.

Ferien — alles inbegriffen. Wir haben schon festgestellt, dass sich nicht so sehr die menschliche Einstellung geändert hat als vielmehr die touristischen Formen. Neue Schichten brachten neue Gewohnheiten mit sich, die teilweise von anderen Schichten nachgeahmt werden. Was der eine aus Not tut, tut der andere zum Sport. Denken wir nur

an die Ferienbekleidung. Da läuft der Herr Generaldirektor wie ein waschechter Bohemien herum, nun, weil er auch einmal so frei sein möchte. Sein Prokurist neigt zur bauerlichen Tracht. Er hegt eine stille Sehnsucht nach dem ländlichen Leben. Manche Fremdenorte beschwören den Besucher, die eingesessene, unverdorrene Bevölkerung, die gelegentlich abends munter die Baren bevölkert, nicht mit einem Mangel an Textilien zu schockieren. Hinaus in die freie Natur!

«Gestehen wir überhaupt, dass Reisende, die sich aus ihrer häuslichen Beschränkung entfernen, gewissermassen in eine nicht nur fremde, sondern völlig freie Natur einzutreten glauben», stellte bereits Herr Goethe fest, als ihm das Baden in der Sihl von den sittenstrengen Zürichern recht übel genommen wurde.

So frei ist eben die Natur und der ganze Fremdenverkehr nicht mehr. Im Gegenteil, er wird zunehmend organisiert. Man versuche sein Zelt irgendwohin zu stellen. Dafür gibt es vorbestimmte Plätze, mit gedrucktem Führer, Gebühren und Wasserclosetts. Dagegen ist nichts einzuwenden, die steigende Zahl der Touristen bedingt solche Vorkahren. Organisierte Feriengesellschaften, organisierte Ausflüge, programmässiger Besuch von Ausichten, Sehenswürdigkeiten und Lustbarkeiten, und wenn es ganz raffiniert wird, organisierte Studienreisen. Notgedrungen werden auch die Ferien zum Betrieb.

Ein Betrieb erfordert Organisation. Das ist so sein Wesen oder Unwesen, wie man's nimmt. Die Ströme wollen kanalisiert sein. Sorgen wir dafür, dass es angenehme Kanäle sind, aber so angelegt, dass sie nicht verwüsten. Das erfordert viel Ueberlegung und Arbeit. Je mehr davon investiert wird, um so weniger merkt man nachher davon. Vielleicht verschwinden dann so meisterlich abgefasste Verbotstafeln wie diese: «Picknickköre sind hier verboten!»

Alsdann ergeben wir uns den eigenen Ferien träumen, so etwa, wie es Herrn Tucholsky in «Schloss Gripsholm» erging: «Wir fuhren nach Dalarne. Wir fuhren in die Umgebung Stockholms. Wir warteten auf Zugsanschlüsse und rumpelten über staubige Landwege in die abgelegensten Dörfer. Wir sahen verdrossene Fichten und dumme Kiefern und herrliche, alte Laubbäume und einen blauen Sommerhimmel mit vielen weissen Wattewolken, aber was wir suchten, das fanden wir nicht. Was wir denn wollten? Wir wollten ein ganz stilles, ein ganz kleines Häuschen, abgelegen, bequem, friedlich, mit einem kleinen Gärtchen... wir hatten uns da so etwas Schönes ausgedacht. Vielleicht gab es das gar nicht?»